

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 33

Artikel: Im Spezereiladen

Autor: Kälin, Pius

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bubenberg schrie auf: „Das ist sie ja!“

Er grüßte und winkte hinüber. Ahmed nahm ihm den Hut ab und drückte ihn ins Boot.

Bubenberg sagte aufgeregzt zu Marcella:

„Sehen Sie doch nur zu, diese Unterschiede gegenüber den Brüdern! Bei der Prinzessin ist alles Spannung und Lebendigkeit. Bei den Männern pläzt die Dekadenz aus jedem Knopfsloch heraus!“

„Woher kennen Sie die Kabassakal Hanum?“

Ahmed flüsterte Bubenberg zu: „Wenn Sie zu aufgeregte Bewegungen machen, erschrecken Sie den Sultan!“

Ein Polizeiboot brauste heran, sie waren tatsächlich schon

aufgeflossen. Die Barkasse legte sich vor sie und drängte sie rücksichtslos vom Kurs des Sultanskaiks ab.

„Das haben Sie davon!“ sagte Ahmed achselzuckend.

Marcella nahm für Bubenberg Partei:

„Wo der Sultan ist, wird es immer gleich verdammt ungemütlich!“

Diese Meinung schienen die vielen bunten Boote zu teilen, die still und geduckt lagen, solange die Staatskaiks in der Nähe waren. Dann aber bemächtigte sich plötzlich eine übermütige Freude der ganzen Flotille. Die Segel wurden gesetzt, wer etwas zum Lönen hatte, machte Lärm, alles knäulte sich durcheinander.

Fortsetzung folgt.

Das Aehrenfeld

Haft du ein reifes Saatfeld schon geseh'n
Und konntest flüchtig dran vorübergeh'n?
Dann ist dir, Menschenkind, wohl nicht bekannt,
Wie nah die Aehre deinem Sein verwandt.

Wenn sie sich körner schwer zur Erde neigt,
Gleicht sie wohl dem, der seinen Wert verschweigt
Und demutvoll im Innern Großes trägt,
Nicht nach der Gunst der eitlen Menge frägt.

Doch strebt die Aehre leicht und stolz empor,
Dann ist sie leer. — Behütt' mich Gott davor,
Doch so mein Leben ohne Früchte sei!
Daran gedenke, wanderst du vorbei.

Walter Schweizer.

Im Spezereiladen

Schalksgeschichte von Pius Kälin.

Bergnügt saß Mina hinter dem Ladentisch. Ob ihre Gedanken im Schlaraffenlande herumstreiften oder ob ihre Strickarbeit, welche sie hin und wieder mit beiden Händen auseinanderstreckte und wohlgefällig betrachtete, sie dermaßen freute? Wer kann das wissen? Zwischenhinein sah sie zum Fenster hinaus und öffnete auch wieder etwa gähnend ihren Mund. So verging die Zeit, bis die Türe sich aufstut und in groben Männerstühnen eine sonderbare Gestalt hereinstampfte. Sie trogte jedem Modegebot und ihre Augen sahen etwas überlühn aus dem harten Gesicht: Eine fahrende Frau.

„Geben Sie mir zwei Kilo Kaffee“, befahl sie.

Mina gehorchte. Als sie den Kaffee gewogen hatte, schüttete sie ihn, dem ausdrücklichen Befehl der Frau entsprechend, in den Topf, den diese in hochgehobener Schürze trug.

Zwei andere Kunden kamen herein, Frau Bahnhofvorstand Huber und der dreißigjährige Schuster Lorenz, der wegen der Verse, die er so nebenbei produzierte, im Rufe des Dorfpoeten stand.

Die Frau suchte, während Mina die beiden bediente, umständlich in ihren Taschen und machte eine ganz erschrockene Miene.

„Herrlichkeit, ich habe das Geld vergessen“, rief sie dann laut. „Gleich bin ich wieder zurück, den Topf, den lasse ich hier.“

Sie stellte ihn auf den Stuhl und verschwand.

„Alles dreht sich um das liebe Geld“, sagte die Frau Vorstand und lächelte.

„Habt Ihr auch schon vom Hirschmutterbauern in Thöniswilen gehört, wie der's machte, als er kein Geld besaß, um seine Schulden zu bezahlen?“, antwortete Lorenz.

„Ich weiß nichts weiter, als daß er einen Prozeß hat mit dem alten Schacher.“

„Glänzend hat er ihm's gemacht“, lachte der Dorfpoet und erzählte folgende Geschichte:

„Der Hirschmutter befand sich wieder einmal in der Klemme und wußte nicht wo aus und ein.“

Sieben Jahre waren es her, seit er beim Schacher, dem alten Wucherer, fünftausend Franken gegen den ansehnlichen Zins von zwanzig Prozent aufgenommen hatte, nicht ohne die Hoffnung, die Schuld so bald wie möglich wieder abzulösen, was ihm in der Folge leider nicht gelang.

Es war keine leichte Bürde, die er sich aufgeladen, aber es ging damals nicht anders. Er mußte das Geld hernehmen, wo er es bekam, wollte er nicht Haus und Hof mit seiner ganzen Familie verlassen.

Nun drohte ihm das gleiche Schicksal trotz der sieben Jahre harter Arbeit neuerdings. Kürzlich hatte Schacher ihm die Summe gekündigt. Der arme Hirschmutter kümmerte und härmte sich ab. Tagsüber suchte er die Banken und all seine Verwandten und Bekannten auf, aber niemand stand ihm bei. In seinen schlaflosen Nächten sah er darüber, wie er die Sache doch noch regeln könnte. Schon der Verzweiflung nahe, ging ihm endlich ein Lichtlein auf, wie er meinte. Tatsächlich hatte er seine Schuld ja längst zurückbezahlt, obwohl sie dem Buchstab nach noch immer bestehen blieb, weil er an Zinsen genug zu zahlen hatte und an eine Tilgung der Summe nicht zu denken war.

So wartete er denn gemächlich, bis der Schacher sein Geld bei ihm holen wollte.

„Höre Schacher“, sagte er dann, „heute kann ich's mit dem besten Willen nicht, bist du aber damit einverstanden, bezahle ich dich in drei Raten. Nächsten Monat erhältst du die erste Rente, im andern die zweite und dann die dritte.“

Zuerst wollte der Schacher nicht. Es wurde hin und her gemarcket. Schließlich gab er nach und willigte ein.

Der Hirschmutter holte zwei Verträge aus der Schublade und legte sie dem Schacher vor. Dieser las und unterschrieb sie,

ohne den kleinen „Schreibfehler“, den sie enthielten, zu beachten. Jeder versorgte sein Exemplar, und der Gläubiger verließ das Haus.

Am Tag, an welchem die erste Rate fällig war, meldete sich ein Jüngling bei Schäfer und übergab ihm einen Brief.

Schäfer öffnete und las: Hier sende ich Dir die erste Rente. Gruß Hirschmutter.

Jetzt reichte ihm der junge Mann ein Kästlein dar, welches der Empfänger eine Weile ganz erstaunt und immer wieder kopfschüttelnd betrachtete. Nun endlich hob er den Deckel. Was geschah? Zum Teufel-Donnerwetter, die erste — Rente sprang heraus.

Als hierauf Schäfer seinen Vertrag nochmals einer genauen Prüfung unterzog, da sah er zu seinem großen Schrecken, daß er tatsächlich für drei Ratten unterzeichnet hatte.

* * *

Jetzt erschallte ein gemischter Lacherchor.

„Ha ha ha ha“, lacherte die Frau Vorstand, während Minas hi hi ho ho wie ein helles Glöcklein zu gleicher Zeit erklang.

„Eine heilsame Buße für den Wucherer“, meinte jene. „Nicht alle lassen sich ohne weiteres ihr Geld abknöpfen. Da fällt mir auch gerade so eine Geschichte ein, die wir auf der Hochzeitsreise durch Italien erlebten.“

Wir befanden uns eben auf einem Bahnhof und hatten die Abfahrt, ein abgelegenes Dorf, das etwa eine gute Stunde von der Station entfernt lag, aufzusuchen.

Mein Mann fragt einen der jungen herumstehenden Kutscher nach der Taxe für hin und zurück. Der verlangte drei Lire.

„Ich fahre für zwei“, rief ein anderer dazwischen, und sogleich waren wir von allen seinen Kollegen umringt. Es entpann sich ein scharfer Wettbewerb. Jeder wollte den andern unterbieten.

„Fahren Sie lieber mit mir, mit dem dort kommen Sie überhaupt nicht hin, dem bricht unterwegs die Karre zusammen“, eröffnete er sich.

„Und dir würde der Esel krepieren, er ist ohnehin am Verhungern“, verteidigte sich der Angegriffene.

„Ja, so mußt du reden“, wetterte sein Kollege, „meiner bekommt wenigstens noch etwas Rechtes, und ich sehe ihm nicht, wie du, bei jeder Fütterung die grüne Brille auf.“

Jetzt wunderte mein Mann: „Da möchte ich aber denn doch wissen, wozu man den Eseln grüne Brillen aufsetzt.“

„Damit sie Stroh fressen, im Glauben, es sei Gras“, wurde der Unerfahrene von seinem Vorredner belehrt.

Wir lachten vergnügt.

„Und zu welcher Taxe fahren denn Sie?“ fragten wir einen älteren Mann, der sich am Streit nicht beteiligt hatte.

„Gleich wie die andern“, sagte der scheinbar gelassen.

„Für zwei Lire hin und her?“ vergewisserte sich mein Gemahl.

Als er bejahte, stiegen wir ein, er schwang die Peitsche, und das Eselgespann bewegte sich von der Stelle. Nicht besonders elegant, obwohl es noch das beste von allen zu sein schien. Krachend, schaukelnd und knatternd ging es die holperige Straße dahin. Mich wunderte manchmal, daß wir immer noch oben saßen. Der langohrige Sünder, der vor uns hertrabte, war mager, daß man ihm alle Rippen zählen konnte, und so oft er einen Grasbusch erblickte, manövrierte uns der Kerk nach dem Straßenrand. Zog ihn der Kutscher dann am Leitseil nach der andern Seite, so schielte er auch schon wieder dorthin, wo er sogleich wieder etwas zum Fressen entdeckte und nahm in diese Richtung einen Satz. So fuhren wir im Zickzack die Straße entlang, bis wir endlich das langersehnte Dorf erreichten.

Hielten wir anfänglich unsern Kutscher für ehrlicher denn seine Kollegen, so hatten wir uns getäuscht.

Als wir nämlich die abgemachten zwei Lire bezahlen wollten, sagte der Alte mit erstauntem Gesicht, soviel koste eine gewöhnliche Fahrt, wir hätten aber eine Girlandenfahrt zu bezahlen.

Da mein Mann aber fest darauf beharrte, es sei anders abgemacht, er bezahle nur soviel und keinen Rappen mehr, begann der alte Fuchs zu lächeln und sagte im freundlichsten Ton der Welt:

„Verzeihen Sie bitte, nichts für ungut, man probiert's halt eben.“

„Ha ha hi hi ho ho“, lachte es wieder in buntem Durcheinander, als die Frau Vorstand ihre Geschichte beendet hatte. Auch die junge Lehrerin Augusta, die während der Erzählung fast unbemerkt hereingekommen, tat mit.

„So geschieht es hin und wieder, daß auch die Schlauen ihre Meister finden“, meinte sie dann. „Unsere Tante Augusta im Flachsberg oben war eine geschäftige Frau. Wenn im Sommer die Touristen erschienen, pflegte sie diese prompt zu bewirten und verdiente sich manchen Bahnen dabei.“

Da kam eines Tages ein Bekannter.

„Weißt du das Neueste schon, Augusta?“, begann er, nachdem sie einen guten Bnüni serviert und sich zu ihm gesetzt hatte.

„Was kann unsreiner da oben wissen, außer dem, was die Zeitungen schreiben oder was die Leute einem erzählen.“

„Ich wollte nur sagen, Augusta, du mußt dich ein bißchen in acht nehmen.“

„Ich habe doch nichts verbrochen, was brauche ich mich da in acht zu nehmen?“ entrüstete sich die Tante.

„Weißt, wegen dem Wirtin“, mahnte der Gast.

„Das geht niemand etwas an, ich bin noch selber Meister in meinem Hause“, meinte sie selbstbewußt.

„Nein, Augusta, so einfach ist die Sache nicht“, belehrte sie der Bekannte. „Zum Wirtin brauchs Patent und wer's nicht hat, der wird bestraft.“

„Ist das wirklich so?“ fragt sie auf einmal etwas ängstlich.

„Aber natürlich. Weißt du das denn nicht?“ fragt er verwundert.

„Davon habe ich nie gehört“, sagte sie harmlos.

„Ja, siehst du“, fuhr er fort, „gestern abend war ich unten im Sternen, gerade am Tisch nebenan, wo der Landjäger mit dem Haslimucker saß. Als ich dann merkte, daß ihr Gespräch sich um deine Person drehte, begann ich es eifrig zu belauschen und mußte bald erfahren, daß der Haslimucker dich angeschwärzt hatte. Wahrscheinlich wollte der Fink damit ein Judasgeld verdienen.“

„Du wirst wohl nächstens etwa des Polizisten Besuch erhalten. Serviere ihm ja nichts. Lust du es aber, so nimm kein Geld von ihm entgegen.“

„Gut, daß ich's weiß, ich werde mich zu verhalten wissen“, sagte siegesicher die Tante.

Noch am selben Tag erschien der Landjäger in Begleitung seines Hundes. Er bestellte einen Zabig, den er prompt aufgetragen erhielt. Aber die Tante war nicht geneigt, ihm diesen umsonst zu geben, dazu fand sie sein Wesen denn doch nicht liebenswürdig genug. Jemand anders hätte vielleicht das Inkasso nicht gewagt, während unsre Tante restlos zu ihrer Sache kam. Sie hatte blitzschnell die Situation erfaßt und rechtzeitig das Tier in die Küche gelockt.

Und als der Mann seine Zeche bezahlen wollte, sagte sie ganz einfach: „Das Essen macht nichts, aber der Hund hat mir den Küchenboden versaut, und das Aufräumen kostet zwei Franken.“

Wiederum ertönte das vierstimmige Lachen. Dann meinte Mina:

„So gehen die Männer auf den Leim, hier sieht man's wieder einmal deutlich, daß wir eben doch die Schlauer sind.“

„Und darum bleibe ich ledig“, sagte der Dorfpoet. „Hauptfache ist, wie Fräulein Augusta vorhin sagte, daß die Schlauen auch selbst hereinfallen. Da erinnere ich mich gerade auch noch an so eine Geschichte.“

Da war ich auf einige Zeit bei einem Handwerksmeister.

Die Frau Meisterin hatte eines Tages gerade den Tisch gedeckt, als Meister Böslersi mit mir und seinem Gefolgen

Bogel zum Nachessen kam. Zufrieden setzten wir drei uns an die Tafel. Bogel freute sich, daß wieder ein Tag vorüber war. Sein inneres Glück wäre beinahe vollkommen gewesen, aber die Neugierde, zu wissen, welch edles Getränk der Meister in seinem zugeschlagenen Steinkrug haben möchte, ließ ihn nicht zur vollen Ruhe kommen. Trank jener guten Wein, während er, der Geselle, nur Most bekam? Faustdick hat's der Alte hinter den Ohren, dachte sich Bogel.

Plötzlich wurde es dunkel. Irgend eine Störung mußte eingetreten sein. Das Licht war ausgegangen. Man sah nichts mehr.

Das war der günstige Moment.

Schnell griff der Geselle nach des Meisters Krüglein, tat einen kräftigen Zug daraus und stellte es ebenso rasch wieder ab. Dies geschah so lautlos, daß es schien, als ob der harthölzerne Tisch sammetweich geworden wäre.

Bogel starnte voller Staunen ins Dunkel hinein. Wer hätte es je für möglich gehalten. Statt des erträumten Weines enthielt der Krug nur ganz gewöhnliches Brunnenwasser.

Jetzt aber tat dem Burschen der Meister, den er eben noch in Gedanken so verdächtigt hatte, doch aufrichtig leid. Mußte der Sorgenbedrängte sich wie ein Buchthäusler mit Wasser begnügen. Da hatte es der Geselle noch besser, bekam er doch immerhin seinen Most und kannte, wenn die Arbeitszeit vorüber, keine weiteren Sorgen, während der Meister, im Bestreben, all seinen Verpflichtungen nachzukommen, sich oft beinahe hintersann. So verglich der junge Mann ehrlich abwägend sein Los mit dem des Meisters, bis die Störung behoben und auf einmal wieder das Licht erstrahlte. Schon dieser feierliche Moment vermochte die Gemüter aufzuhellen, und als dann erst

sämtliche Tischgenossen gewahrten, was auf der Mitte der Tafel sich darbot, begann ein lustiges Kichern ringsum. Es sahen sich alle belustigt an. Das Dienstmädchen aber platzte heraus und lachte eine Zeitlang unaufhörlich wie toll, während der arme Bogel wie ein reumütiger Sünder seinen schameröten Kopf hängen ließ. Kein Wunder, war ihm der Tisch so weich vorgekommen, als er des Meisters Krüglein wieder an seinen rechten Platz zu stellen glaubte. Jetzt war es ihm klar geworden, durch eine unwiderrufliche Tatsache, denn der Krug stand mitten im Apfelmus."

* * *

„Dß Sie aber so genau alles wissen, Herr Lorenz, was in der Dunkelheit vor sich gegangen, das kommt mir denn aber schon ganz verdächtig vor. Am Ende sind Sie der Bogel selbst“, meinte hell herauslachend die Lehrerin, und die andern freuten sich mit.

„Sei dem nun wie ihm wolle, ein Mannsvolk war es auf jeden Fall. Uns Weibern passieren halt solche Dinge nicht“, foppte Mina, die Verkäuferin, weiter.

„Nun muß ich aber gehen“, sagte Frau Vorstand.

Sie verließ den Laden, mit ihr auch der Dorfpoet und die Lehrerin.

Mina befand sich wieder allein. Jetzt gedachte sie der fahrenden Frau, die noch immer auf sich warten ließ. Nun wurde sie doch ein bißchen ungeduldig, lenkte die Schritte nach dem Stuhl dort hinten in der Ecke, auf welchen die Frau ihren Topf gestellt hatte, bevor sie gegangen war.

Mina sah hinein. Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen, denn das Rätsel, warum die Frau nicht wieder gekommen, hatte sich geklärt. Der Topf — hatte keinen Boden.

Die Wandlung

Von A. Smiling.

Es war schwer zu entscheiden, ob man Germaine Barcelot hübsch nennen durfte. Sie war eine stille, häusliche Frau mit netten Gesichtszügen. Vielleicht war ihr Haar ein wenig zu sammelblond, ihre Toilette zu wenig mondän.

Lucien, ihr Gatte, vernachlässigte sie schon seit langem. Sie merkte es, doch sie sagte nichts. Sie schwieg lieber, die schüchterne, kleine Germaine . . .

Eines Tages läutet das Telephon. Germaine erkennt überrascht die Stimme ihres Gatten. Es kommt nicht oft vor, daß Lucien sie anruft, und wenn, dann nur um ihr zu sagen, daß er bis spät in die Nacht hinein zu arbeiten hat. Werden andere Männer auch so von ihren Geschäften in Anspruch genommen?

„Germaine?“ beginnt der Gatte mit ungewohnter Liebenswürdigkeit. „Ich habe eine Bitte an dich: Armand Salabre ist in Paris, du weißt — mein Geschäftsfreund aus Toulon. Er bleibt nur bis abends hier, möchte aber gerne vorher die Stadt besichtigen. Ich selbst habe keine Zeit, aber — könntest vielleicht du Armand einige Sehenswürdigkeiten zeigen?“

Germaine ist verwirrt. Ihr Mann hat ihr oft von Armand Salabre erzählt, der ein großer Herzensbrecher sein soll. Gerade sie muß ihm die Stadt zeigen? Aber Lucien wartet und sie kann doch nicht gut nein sagen. „Gut . . . bitte . . .“ flüstert sie.

„Ich danke dir, Germaine“, sagt der Gatte nun schon wieder ganz sachlich. „Ich wußte, daß ich mich auf dich verlassen kann, und habe bereits alles Nähtere vereinbart. Du triffst Herrn Salabre in einer Stunde bei der Oper. Erkennungszeichen — zwei weiße Lilien . . .“

Nachdenklich hängt Germaine ab. Doch zum Überlegen ist keine Zeit, denn Armand Salabre braucht einen Cicerone. Was soll sie nur anziehen? . . .

Abends, kurz vor seiner Abreise, kommt Armand Salabre noch auf einen Sprung in Luciens Büro, um sich zu verabschieden.

„Ich danke dir, Lucien“, sagt er. „Deine Frau hat mir die Sehenswürdigkeiten von Paris gezeigt, aber sie selbst ist die kostbarste Perle der Hauptstadt. Die schönste und geistreichste Frau, die ich kenne!“

Meine Frau — eine Schönheit? denkt Lucien überrascht; das kann nicht sein Ernst sein! Laut sagt er: „Du übertreibst, Armand. Was für lächerliche Schmeicheleien unter Freunden!“

Doch der Lebemann aus Toulon fährt auf: „Gehörst du vielleicht auch zu jenen Dummköpfen, die an den Vorzügen der eigenen Frau blind vorbeigehen? . . . Ich schwöre dir, Lucien — hätte ich nicht gewußt, daß es deine Frau ist, ich hätte mich auf der Stelle in sie verliebt!“

Armand ist längst fort, Lucien aber sieht noch immer nachdenklich beim Schreibtisch. Das Urteil eines Frauenkenners wie Armand Salabre ist nicht zu unterschätzen. Sollte er die kleine Germaine mit Unrecht vernachlässigt haben? Er denkt an ihre Wangen, an ihr weiches Kinn. Wie sehr hatte er sie doch geliebt, als er sie heiratete! . . .

An diesem Abend kommt Lucien besonders zeitlich nach Hause, und Germaine kann nicht genug staunen; denn Lucien ist zärtlich, verliebt und zuvorkommend wie ehedem. Er hat es gelernt, Germaine mit den Augen des Freundes zu betrachten.

Von diesem Tage an leben sie in glücklichster Ehe . . .

Schüchterne, kleine Germaine! Diesen Erfolg hat sie bestimmt nicht erwartet, als sie sich damals nicht getraute, zum Rendez-vous mit Armand Salabre zu gehen, und ihre schöne, flotte und geistreiche Freundin Blandine bat, sie zu vertreten.